

Papers and Preprints of the Department of Innovation Research and Sustainable  
Resource Management (BWL IX), Chemnitz University of Technology

No. 12/2010

# **Reflexiver Theoriegebrauch - die Brillenmethodik**

Zur Methodologie wissenschaftlichen Denkens

Manfred Moldaschl

September 2010

„Ich habe nicht die Absicht, eine Menge allgemeiner Regeln durch eine andere zu ersetzen, meine Absicht ist vielmehr, den Leser davon zu überzeugen, daß *alle Methodologien, auch die einleuchtendsten, ihre Grenzen haben*. ... Der Anarchismus ist ein Heilmittel für strenge Denker, die es mit ihrer Strenge zu weit getrieben haben.“

Paul Feyerabend (1983: 24)

In diesem Beitrag geht es um Theoriepluralismus. Nicht, um ihn wieder einmal gegen die altpositivistische Idee der einen Wahrheit zu verteidigen oder ihn gegen eine wissenschaftspolitisch besonders erfolgreiche, hegemoniale Koalition in Stellung zu bringen (was freilich immer wieder ein guter Grund ist). Ich möchte ihn vielmehr als Methode beschreiben. Sie nenne ich Brillenmethode. Wenn Theoriepluralismus eine Haltung bezeichnet, die der Pluralität von Theorien positiv gegenüber steht und sie nicht für ein möglichst schnell zu überwindendes Übergangsstadium der Ureife eines Faches hält, dann ist die Brillenmethode eine Arbeitsweise. Überlässt die ‚Haltung‘ den Theorievergleich dem wissenschaftlichen Diskurs, dem Wettbewerb verschiedener scientific communities, so fordert die Brillenmethode den einzelnen Wissenschaftler oder eine Forschergruppe auf, verschiedene theoretische Brillen aufzusetzen und zu berichten, was man damit sieht (und was nicht).

Auch hierbei geht es wieder nicht um das Naheliegende, eine Ethnografie des jeweiligen Theorienzoos, oder eine Art Geschmackstest vergleichbarer Produkte. Plädieren möchte ich vielmehr für eine Methodologie jenseits von Theoretreue und Eklektizismus. Dabei meine ich mit ‚jenseits‘ zu allerletzt einen dieser faulen „dritten Wege“ als Mischmasch von zwei Irgendwässern, sondern etwas Eigenständiges. Keine Erfindung im Übrigen, sondern etwas durchaus Beobachtbares. Dieses beobachtbare Andere nenne ich reflexiven Theoriegebrauch. Die Brillenmethode ist eines seiner Verfahren. Dabei verwende ich auch das Adjektiv ‚reflexiv‘ nicht im üblichen Sinne.<sup>1</sup>

## 1 Denkstile – kollektive Subjektivität

Das Motiv für diesen Text liefert mir eine ständig wiederkehrende „Beobachtung“ auf Konferenzen, in Gesprächen, beim Lesen wissenschaftlicher Texte. Diese Beobachtung, eine irritierende und frustrierende, verdichtet sich in meiner Interpretation zu zwei Denkstilen im Sinne Ludwik Flecks (1935/1980).

Der erste besteht darin, sich nach einer bis zu mehrere Jahre währenden Phase der Auseinandersetzung mit Theorien eines Faches für eine Theorie zu entscheiden. Sie bildet dann die Grundlage der eigenen Forschung (sei diese empirisch oder theoretisch-diskursiv), und das für den Rest der Karriere oder zumindest für Zeiträume im Maßstab der Dekade. Diese Theorie versucht man dann zu verbessern, basierend auf eigenen empirischen Anwendungserfahrungen oder Kritik an deren Schwach- und Blindstellen aus der Sicht anderer Theorien aufnehmend. Das gilt als wissenschaftlich hoch reputierlich, vorbildlich, gewissermaßen als Standard guter wissenschaftlicher Arbeit. In der „Königsdisziplin“, der Entwicklung einer eigenen

---

<sup>1</sup> Die Texte dieser Reihe entwickle ich ggf. weiter, solange sie noch nicht publiziert sind. Sie sind gerade in diesem Stadium auch eine Einladung zur Kritik. Wer sie nur nutzen und daraus zitieren will, sollte entweder das Datum des Downloads angeben, oder unter unten stehender Webadresse die Verfügbarkeit einer neuen Fassung prüfen (Datum der Überarbeitung jeweils am Textende). Ist ein Text publiziert, stehen die Angaben dann auf der Titelseite: <http://www.tu-chemnitz.de/wirtschaft/bwl9/publikationen/lehrstuhlpapiere/>

Theorie des Gegenstands oder des Faches, betätigen sich die Wenigsten – glücklicherweise. Wo kämen wir hin, wenn jeder der vielleicht 500 oder 1000 der BWL-Professoren in Deutschland seine eigene Theorie der Unternehmung oder des Accounting entwickelte? Diesen Denkstil nenne ich die *Verheiratung* mit einer Theorie. Jene WissenschaftlerInnen, die eine vertreten bzw. geheiratet haben, verteidigen sie unter allen Umständen, mitunter bis auf's Messer. Man könnte diesen Stil auch Theoretretue oder theoretischen Rigorismus nennen (nicht Dogmatismus!). Viele sind zwar in der Lage, ihre Schwächen zu sehen und teils sogar zuzugeben, aber schließlich gilt das für jede Theorie. Die perfekte, jede Erbse aussortierende Prinzessin gibt es ohnehin nicht. Die Umkehrung der Gender-Perspektive würde an dieser Darstellung natürlich nichts ändern.

Die weniger angesehene Stiefschwester dieses Denkstils trägt den Titel *Eklektizismus*.<sup>2</sup> Sie ist dafür zahlenmäßig weit überlegen. Ihr Ansehen ist zwar durchweg geringer, aber das variiert stark entlang der akademischen Fächerkulturen. Die eben angesprochene Betriebswirtschaftslehre beispielsweise läßt sie fast als gleichwertig gelten. Wie selbst die Schwestern einer Familie sehen erst recht die Stiefschwestern sehr unterschiedlich aus; und da sie ohnehin zahlreicher sind, gibt es eine Vielfalt von Formen, manchmal auch Begründungen des Eklektizismus. Die Grundfigur bezieht sich auf das obige Problem der Schwächen. Wenn Theorien notwendig reduktionistisch sind, d.h. die Vielfalt und Komplexität der Welt auf wenige erklärende Faktoren, Gesetzmäßigkeiten oder evolutionäre Mechanismen reduzieren und damit also vieles ausblenden, so kann man die Ausblendungen des einen durch Verwendung eines zweiten (dritten, vierten) Modells auszugleichen versuchen. Das ist gewissermaßen die schönere der vielen Stiefschwestern, die akzeptierteste Begründung eines Denkstils, der sich im Prinzip zu jeder Beobachtung das „passende“ theoretische Erklärungsmodell aus dem Regal nimmt. Das Prinzip der Gelegenheitswahl nennt man auch *Opportunismus*, was den counterpart liefert zum Rigorismus. Als „epoused theory“ im Sinne von Argyris und Schön (1978) wird das Kompensationsargument auch dann vorgebracht, wenn dahinter „in Wahrheit“ nur wissenschaftliche Wurstigkeit steckt. Deren „theory-in-use“ ist, daß es sich nicht lohnt oder zu mühsam ist, sich in eine Theorie einzuarbeiten, sich mit ihr ernsthaft auseinanderzusetzen, ihre Konsistenz zu prüfen, ihre Begründungen und logischen Ableitungen nachzuvollziehen etc., um sie so überhaupt sinnvoll anwenden zu können. Theoriearbeit ist eben Arbeit, und das mag nicht jede/r. Und wenn es das nicht ist: ein Rabatt auf's Begreifen wird auch nicht jedem eingeräumt.

Zwischen diesen „Polen“ des Eklektizismus gibt es eine Menge von Varianten. Selbst der Relativismus, der hinter diesem Denkstil steht, kann recht unterschiedliche Qualitäten haben, theoretische und motivationale. Darauf will ich hier nicht weiter eingehen. Nur auf die Frage, warum er insgesamt schlecht beleumundet ist. Der erste Grund ist sicher, daß er nichts Neues schafft. Er bastelt nur. Die Folge davon, oder der zweite Grund ist, daß er damit (wenn auch nur scheinbar) die Notwendigkeit vermindert, genuine Erklärungsmodelle voranzutreiben. Gleichwohl: Ein belesener Eklektizismus ist allemal besser als eine schlechte Theorie oder ein

---

<sup>2</sup> einen korrespondierenden Begriff zur Ehe bzw. des zu ihr führenden formalen Verfahrens (Heirat) gibt es leider nicht; die wilde Ehe, „Onkelehe“, das Konkubinat oder das „Bratkartoffelverhältnis“ beziehen sich ja ebenfalls auf eine Zweierbeziehung, nur eine von weniger formaler Bindekraft. Hier aber geht es um schwache *opportunistische* Bindungen, wofür Begriffe wie Vielweiberei bzw. Vielmännerei auch nicht in Betracht kämen (soweit sie formale Legitimiert implizieren); bliebe also allenfalls „*theoretische Promiskuität*“.

dogmatischer Theoriegebrauch. Oder meist auch besser, was selbst schon ein Drittes und das noch Häufigere ist: *völlige Theorielosigkeit*. Auf Folgen dieser Positionen komme unten noch zu sprechen. Der entscheidende Punkt aber ist: Gibt es nur diese beiden Schwestern, nur diese zwei Modi des Theoriegebrauchs jenseits der Theorielosigkeit? Meine These ist: Nein. Um sie zu begründen, mache ich zunächst einen kleinen Ausflug in die Geistesgeschichte der Moderne.

## 2 Perspektivität

Ein Kennzeichen der Moderne ist nicht nur die zunehmende Wissensintensität sozialer Praktiken, die sich unter anderem in der Verwissenschaftlichung der Berufe niederschlägt, sondern auch die zunehmende *Perspektivität* des Wissens. Perspektivität heißt, zu jeder Weltdeutung, zu jedem natürlichen, sozialen, kulturellen Gegenstand der Welt gibt es in der Regel mehr als eine Beschreibung bzw. Deutung. Ein Mathematiker beschreibt das Sozialverhalten von Bienen mit hoher Wahrscheinlichkeit anders als ein Biologe oder ein Philosoph. Würde zum Beispiel ein Statistiker den Verlauf eines Fußballspiels, dieses vermittelt relationaler Kennziffern erläutern, wie der Durchschnittsgeschwindigkeit einzelner oder aller Läufer, oder dem Verhältnis von Ballkontakten mit dem Fuß und dem Kopf, so würden Zuhörer, die das Spiel nicht gesehen haben, sich nur schwer eine Vorstellung vom Spiel machen können. Der bestimmte Standpunkt, den eine Person unvermeidlich einnimmt, sei es in der räumlichen Dimension, sozialisatorisch bedingt, funktional oder professionell, hat Einfluß auf ihre Perspektive. Von vorne gesehen ist der Zeppelin rund, von der Seite her eben eine flache Ellipse (vgl. hierzu auch die verbreitete Elefanten-Parabel, Westerlund, Sjöstrand 1981: 30f). Arbeitsteilige Gesellschaften vermehren kontinuierlich die Zahl der möglichen Standpunkte und Perspektiven (funktionale Differenzierung, Professionalisierung, Individualisierung, etc.).

Was Anthony Giddens (1994) als eine der „Consequences of Modernity“ beschreibt, nämlich daß die Unsicherheit von Wissen paradoxerweise mit (und durch) dessen Zunahme wächst, hängt mit dieser Perspektivität zusammen. Es verunsichert Menschen beispielsweise, daß jene Experten, die Unsicherheit über die Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit, Verlässlichkeit oder Gefährlichkeit der Nuklearenergienutzung durch Expertenwissen reduzieren könnten, höchst divergente Expertisen abgeben. Daher ist es auch paradox, wenn diese Unsicherheit durch mehr Expertisen beseitigt werden soll (z.B. Bösch, Schulz-Schaeffer 2003; Stehr, Grundmann 2010). Für ihn besteht die Konsequenz darin, daß die Bürger eines Landes in dieser Frage etwa gar keine andere Wahl haben, als in die *Expertensysteme* zu vertrauen – ein alternativerer *modus operandi*. Mit ‚Expertensystem‘ gemeint ist etwa die Profession oder das System der Professionen, das Experten ausbildet, und die Institutionen (z.B. Expertenkommissionen), die deren Diskurs organisieren. Dieses System werde letztlich für die Durchsetzung des besseren Arguments sorgen, und in unserem Beispiel für die der nachhaltigeren Technologie. Keineswegs ist es so, daß der Bürger individuellen Experten vertrauen müsste.

In der Wissenschaft selbst ist es nicht anders. Auch in ihr nimmt die Perspektivität zu, insbesondere in den Sozialwissenschaften, in denen es kaum kontextunabhängige „Gesetzmäßigkeiten“ wie etwa in der Physik zu entdecken gibt (auch wenn der Großteil der sozialwissenschaftlichen Forschung nach wie vor im Modus der positivistischen Methodologie der Kausalitätsprüfung verharrt). Institutionell beobachten läßt sich dieses Perspektivitätswachstum in

der Gesamtheit der Wissenschaften als (sic!) Auf-Fächerung der Fächerlandschaft in immer weitere Subdisziplinen; mitunter aber auch (m.E. zu selten) in Gestalt der Bildung neuer Disziplinen, sei es als Grenzstellenamalgam (z.B. Bionik, Neuroökonomie oder Wissenschaftsgeschichte als Beobachterin solcher Prozesse), als Gegenstandsorientierung (z.B. Bodenwissenschaft, Bildwissenschaft) oder Problemorientierung (Klimatologie, Pflegewissenschaft), oder als völlige Neuentstehung im Kontext von Entdeckungen (z.B. Radiologie, Virologie) oder neuer Technologie (z.B. Informatik).

Wichtiger aber noch als diese institutionelle Ausdifferenzierung der Perspektiven auf den Gegenstand (bzw. auf immer kleinere Ausschnitte dieses Gegenstands) ist die *Pluralisierung der Theorien* in diesen Fächern. Die Population der Theorien, die Studierenden in Lehrbüchern über Gesellschaft, Organisation, Management etc. gegenübertritt, wächst ebenfalls beständig.<sup>3</sup> Nicht, daß es in der angesprochenen Physik keine Theoriekonkurrenz gebe. Dort aber findet man sie vor allem an den Rändern der eroberten Wissensterritorien, etwa in der Kosmologie als Konkurrenz der Stringtheorie mit dem Standardmodell der Elementarteilchenphysik. In den Sozialwissenschaften hingegen gibt es praktisch auch keinen Kern der allseits akzeptierten Modellierungen. Das ist eines der größten hochschuldidaktischen Probleme in den Sozial- und den Geisteswissenschaften, zumindest soweit und solange Studierende von den Schulen und den Medien mit der Idee aufgeladen werden, Theorien seien Abbilder der Wahrheit und nicht wackelige Werkzeuge der Wissenschaft. Mißlingt es, Studierenden die Pluralität von Theorien als produktives Potential, als ein Ergebnis des andauernden Wettbewerbs um bessere Erklärung zu vermitteln, dann treibt sie das mit großer Wahrscheinlichkeit eine ohnehin schon verbreitete Haltung der Beliebigkeit: *theoretischen Defaitismus*.<sup>4</sup> Wenn jede Theorie etwas anderes sagt und Wissenschaft offenbar keine eindeutigen Antworten geben kann, dann kann und soll man sie emotional sofort, und mental gleich nach den Prüfungen entsorgen.

Im Wissenschaftssystem hat sich seit der Vorherrschaft des nach Descartes benannten cartesianischen Weltbildes mit seiner Trias von Objektivismus, Rationalismus und Positivismus erst ab den 1950er Jahren ein fundamentaler Wandel vollzogen; ein Paradigmenwechsel hin zur Perspektivität. So lange brauchen Erschütterungen eines Weltbildes, wie etwa die der klassischen Physik durch Heisenbergs Unschärferelation, einer zentralen Aussage der Quantenmechanik von 1927. Also mindestens eine Generation. In den Sozial- und Geisteswissenschaften erfolgte die Verabschiedung des epistemologischen Repräsentationismus oder Fundamentalismus unter den Bezeichnungen ‚linguistic turn‘ (Bergmann 1954; Rorty 1967)<sup>5</sup> bzw. ‚konstruktivistische Wende‘ (z.B. Berger, Luckmann 1966; Piaget 1967, Morin 1986). Alle Er-

---

<sup>3</sup> Es wäre eine sinnvolle empirische Aufgabe, einmal Statistiken über die Zahl der in Lehrbüchern verschiedenen Disziplinen vorgestellten Theorien zu erstellen, im Verlauf der Dekaden.

<sup>4</sup> Natürlich ist das aus einer Kuhnschen Perspektive idealisierend, die Koexistenz hat auch andere Gründe. Zwei Wege des „sicheren Mißlingens“ sind jedenfalls Lehrbücher und Lehrformen, die entweder im Modus des enzyklopädischen Aufzählens von Theorieangeboten verbleiben – ein den Studierenden aus dem Supermarkt durchaus vertrauter Modus. Oder aber – die scheinbare Alternative – ein Lehrmodus, in dem der Lehrende die ihm Ausgelieferten durch den Zoo der Theorien führt, um sie schließlich an seinem Käfig der „wahren Theorie“ abzustellen bzw. sie dort wenigstens bis zur Prüfung (also so lange er Macht hat) einzusperren.

<sup>5</sup> es ist kein Zufall, daß die beiden wichtigsten Arbeiten, die diesen Wandel beschreiben, im Geiste des Pragmatismus (Rorty) und des gescheiterten Positivismus (Bergmann, später bei Lewin beschäftigt) entstanden.

kenntnis wird hier beobachterabhängig, und alle Beobachtung begriffsabhängig, also basierend auf konzeptionellen Vorfestlegungen, für die stets Alternativen denkbar sind.

Dieser Wandel ist vergleichbar mit der Einführung der Zentralperspektive in der Bildenden Kunst etliche Jahrhunderte zuvor (dazu Boehm 1969, Edgerton 2002, 2004). Auch sie ist eine fundamentale *Dezentrierung* und *Relationierung*. Hier wird ein Subjekt, ein Beobachter im Raum – im Verhältnis zum Raum verortet. Die Zentrierung der Perspektive auf einen Fluchtpunkt dezentriert den Beobachter und macht deutlich, daß es andere Fluchtpunkte geben kann. Daß die methodische Einführung der Beobachterperspektive und der dritten Dimension in die vom Flachbild geprägten Wahrnehmungsweisen zusammenfallen mit dem Aufbruch europäischer Gesellschaften (vor allem der italienischen)<sup>6</sup> aus dem Mittelalter in die Moderne, ist kein historischer Zufall. Insofern ist „Zusammenfallen“ bzw. Koinzidenz auch nicht der angemessene Begriff. Im Florenz der Renaissance florierten Handel und Handwerk, Reisetätigkeit und internationale Arbeitsteilung ließen den Wohlstand von Kaufleuten, Handwerkern und Beamten wachsen, was ihnen einen von Kirche und Feudalherren unabhängigeren Lebensstil ermöglichte. Die absolute Herrschaft der Kirche des von ihr vorgegebenen, nicht hinterfragbaren göttlichen Weltbildes ging zurück, und es entstand Raum für Individualität, für eine eigene, interessen geleitete Interpretation der Welt. Das ist natürlich sehr verkürzt und beantwortet auch nicht die Frage, warum es so lange gedauert hat, bis die Beobachterabhängigkeit systematisch einging in die Art und Weise, wie sich Menschen, Gruppen, Gesellschaften mittels wissenschaftlicher Methoden ein Bild von der Welt machen (bzw. wie sie über diese Zugänge denken).

### 3 Reflexivität

Wenn die Perspektivität eine nicht (mehr) zu beseitigende Ausschnitthaftigkeit der Weltwahrnehmung und Welterfahrung ist, so ist Reflexivität das Bewußtsein hiervon; auch in der Wissenschaft. Als Begriff verwende Reflexivität in diesem bestimmten und eher nicht üblichen Sinn.<sup>7</sup> Ich verstehe darunter weder Nachdenken noch die Bereitschaft dazu (Nachdenklichkeit), sondern eine Verfassung des Bewußtseins, und bezogen auf soziale Systeme: eine Systemeigenschaft. So, wie es entwickelte und rudimentäre Verfassungen von Gesellschaften gibt, gibt es auch solche des Bewußtseins. Eine Person, die nicht dezentrieren, nicht zu sich selbst ins Verhältnis treten kann, ist zwangsläufig bar jeder Möglichkeit der Selbstkritik. Sie verharret, soweit es um Erwachsene geht, auf jener Stufe des Egozentrismus, die Piaget als eine frühe Phase der kindlichen Intelligenzentwicklung beschreibt (u.a. in Piaget, Inhelder 1982). Diktaturen, auch organisationale, sind besonders egozentrische Systeme. Meist haben sie nicht einmal das, was der absolutistische Monarch noch als letztes Korrektiv zuließ: Hofnarren.

---

<sup>6</sup> weshalb wir die Epoche eigentlich nach dem italienischen *rinascimento* benennen sollten. Außerdem sollte man dieses kulturelle und ökonomische Aufblühen auch einmal „*wissensökonomisch*“ beschreiben, statt wie sonst meist nur kunsthistorisch, als eine Epoche, in der es in großem Umfang zur Neuaneignung von Wissen aus dem griechischen und dem arabischen Kulturraum kam. Falls es das schon geben sollte, bin ich Lesern für Hinweise dankbar.

<sup>7</sup> vgl. dazu z.B. Moldaschl 2005 sowie weitere Texte zur Bestimmung von Reflexivität, zum download unter <http://www.reflexivitaet.de>

Wir können also aus dem hier als erstem genannten Grund keineswegs davon ausgehen, daß, weil es in „den Wissenschaften“ eine konstruktivistische Wende gab, diese in allen wissenschaftlichen „Bewußtseinen“ angekommen wäre.<sup>8</sup> Überhaupt hat das Ego, hier nicht verstanden im psychoanalytischen oder Rationalwahl-individualistischen, sondern im Sinne von Identität (personale, professionelle, nationale etc.), eine enorme Gravitation. In all den Verunsicherungen der Moderne eine Identität zu finden und zu bewahren, ist stete Herausforderung. Die Leichtigkeit, mit der skrupellose Verführer etwa nationale Identitäten als Nationalismen für ihre Ziele instrumentalisieren können, haben in besorgniserregender Weise Thatcher mit Falkland und Bush jr. im Falle des Irak vorgeführt. Zur Erforschung von Reflexivität gehört daher auch das Studium der Mechanismen, die sie begrenzen oder verhindern.

Wie Forschungen zu Bewußtseinsverfassungen in anderen Feldern gezeigt haben (etwa zum Moral- und zum Kontrollbewußtsein, vgl. z.B. Hoff ...) kann man zweitens überhaupt nicht davon ausgehen, daß in jedem individuellen Denk-, Entscheidungs- und Handlungsprozeß jeweils die höchste Stufe des Bewußtseinspotentials erreicht wird (etwa das „postkonventionelle“ moralische Urteil). Auch die Unfall- und die Streßforschung liefern solche Befunde. Drittens zeigt sich, daß nicht in jedem Segment des Bewußtseins und in jedem Handlungsfeld (Familie, Beruf, Verkehr etc.) dasselbe Bewußtseinsniveau erreicht wird, z.B. dasselbe Kontrollbewußtsein „herrscht“.<sup>9</sup> Viertens schließlich sind Individuen keine Monaden: die Kontexte sind in der Regel soziale, und die jeweiligen Kulturen (z.B. Betrieb, Organisation) bleiben nicht ohne Einfluß auf die Wahrscheinlichkeit, mit der sich Individuen auf dieser oder jener Stufe des Bewußtseins, des moralischen Urteils, der Reflexivität bewegen. Ganz abgesehen davon gibt es auch gute rationale Gründe dagegen, reflexiv zu sein, wiederum in Abhängigkeit vom Kontext. Um nur ein Beispiel zu nennen: Wo Selbstkritik als Schwäche ausgelegt wird, z.B. eher in National- und Unternehmenskulturen mit hoher „Machtdistanz“ (Hofstede 2001), wird man sich davor hüten, auch wenn man intellektuell dazu in der Lage wäre. Beispiele aus unserer deutschen Wissenschaftskultur werden jedem Leser gleich selbst einfallen, und weitere gute Gründe gegen das öffentliche Infragestellen der eigenen Position noch viel schneller.

An anderer Stelle werde ich solche Differenzen anhand der Unterscheidung von Kompetenz und Performanz diskutieren.<sup>10</sup> Hier aber möchte ich, in gewissem Sinn analog zu Bruno Latour (1995), einen Verdacht bzw. eine methodische Hypothese formulieren: *Wir sind nie reflexiv gewesen*. Diese These ergibt sich schon aus einer grundlegenden Forderung, die unser Verständnis von Reflexivität stellt: *Selbstanwendung*.

---

<sup>8</sup> Selbst der kritische Rationalismus, den die absolute Mehrheit der WissenschaftlerInnen akzeptiert und wie eine Monstranz vor sich her trägt, weil er als fortgeschrittenste Wissenschaftstheorie gilt, hat nach meiner Beobachtung nur die Funktion eines Glaubenbekenntnisses. Im praktischen Handeln dominiert, in Anlehnung an Nietzsche, fröhlicher Positivismus.

<sup>9</sup> Manche Personen argumentieren z.B. in Bezug auf ihr familiäres Umfeld fatalistisch, bezogen auf ihr berufliches internal, andere umgekehrt (Hoff 1992)

<sup>10</sup> vgl. bezogen auf Unternehmen Moldaschl 2007. Ein Forschungsvorhaben zur „Reflexivität als personale Kompetenz“ ist in Vorbereitung. Es erarbeitet Wissen und Modelle zu den Voraussetzungen und Grenzen der Reflexivität, komplementär zu unseren Studien zur „Institutionellen Reflexivität“.

#### 4 Tertium datur

Was wäre nun, nach diesen Ausführungen, das Andere, Dritte jenseits von lebenslänglicher Theorieheirat und theoretischer Promiskuität? Mein Vorschlag heißt *reflexiver Theoriegebrauch*. Ihn skizziere ich nachfolgend und beginne aus Gründen der Anschaulichkeit mit einer seiner Methoden. Was ich *Brillenmethode* nenne, besteht darin, sich nicht mit einer Theorie zu verheiraten, sich auch nicht mit ihnen zu verloben, sondern gewissermaßen nur mit ihnen auszugehen. Natürlich passen hier die Metaphern nicht zusammen. Was in der einen das Ausgehen, ist in der anderen das Aufsetzen. In einem zwei Texten zu unserem Konzept der Subjektivierung von Arbeit (Moldaschl, Voß 2002) habe ich sie erstmals gezielt erprobt. Der erste Text (Moldaschl 2002a) wendet im Versuch, das Phänomen der unterwerfenden Befreiung in neuen Produktionsregimes zu erklären, klassische industriesoziologische und subsumtionstheoretische Ansätze an, der zweite (Moldaschl 2002b) die Machtanalytik Foucaults. Das Ziel war nicht, sich danach für eines dieser Modelle zu entscheiden oder dies zu empfehlen, sondern quasi zwei Beobachtungs- und Berichtsebenen zu etablieren. Auf der einen wird referiert, was „die Wissenschaft herausgefunden“ hat, und auf der zweiten, wie und warum sie das herausgefunden hat, oder besser, warum sie so denkt und forscht und interpretiert, wie sie es jeweils tut. Seither arbeite ich in den meisten meiner Texte so, ohne dies ausführlich zu explizieren. Im Grunde tun es viele, ohne die Methodik selbst zum Gegenstand der Diskussion zu machen.

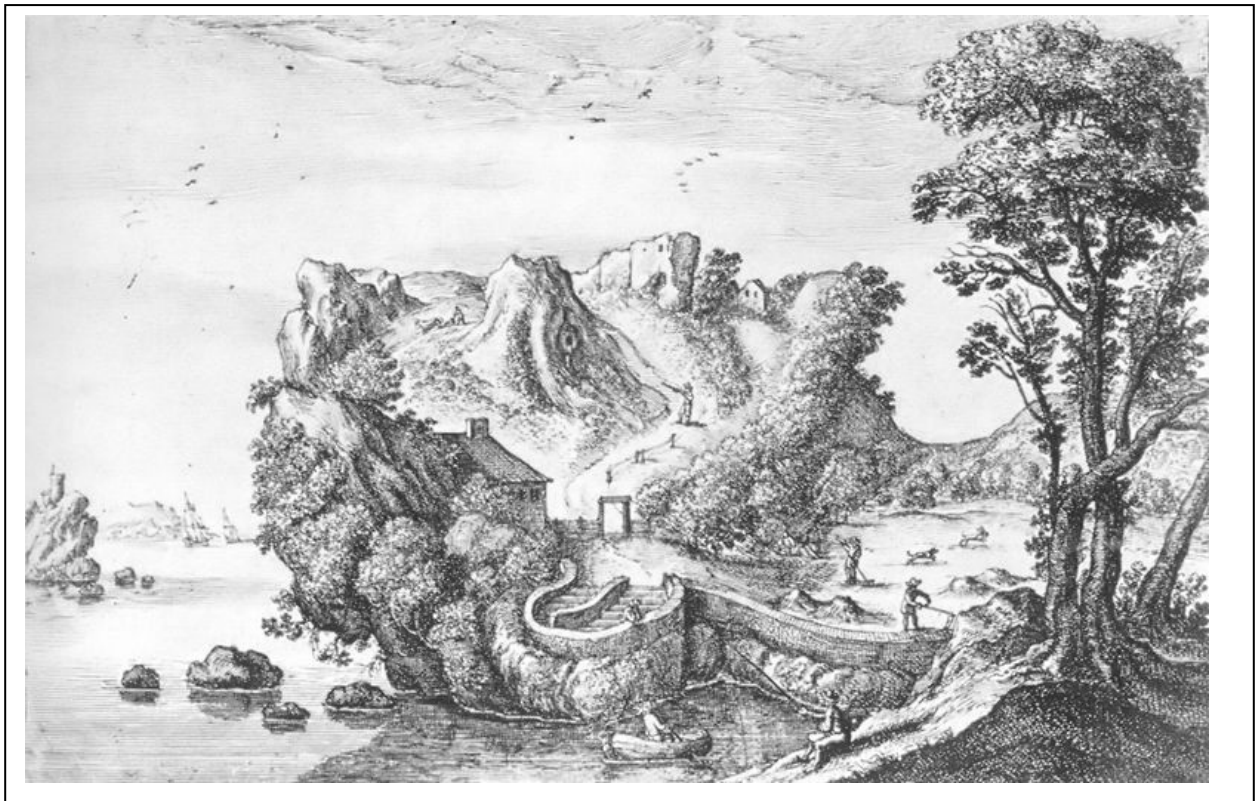
Man könnte sogar vermuten, die Methode sei in den Wissenschaften sehr verbreitet. Dissertationen und andere Qualifikationsarbeiten sind oft in einer ähnlich scheinenden Weise aufgebaut: Es werden einige Theorien des betreffenden Feldes referiert, freilich um damit die eigene Theoriwahl zu begründen (sofern es denn eine solche gibt, und sofern die Interpretation der Befunde damit dann irgend etwas zu tun hat). Das wird offenbar in der Academia als Nachweis von Fachwissen so gefordert. Etablierte WissenschaftlerInnen machen das jedenfalls meist nicht mehr so, wenn sie nicht grade ein Lehrbuch schreiben. Sie haben es nicht mehr nötig. Der ‚Qualifikationsmodus‘ ist aber eben nicht das, was ich mit der Brillenmethode meine, weder im Geiste noch in der konkreten Gestalt. Denn der Qualifikationsmodus ist ein Legitimationsmodus, in dem die Vor- und Nachteile verschiedener Theorien mit dem Ziel diskutiert werden, die Wahl (sei es eine eigene oder vom Doktorvater, dem Projekt, der Forschergruppe o.ä. vorgegebene) als *bestmögliche* zu rechtfertigen.

Man kann für die Brillenmethode wiederum ganz unterschiedliche Vorbilder und Inspirationsquellen anführen, etwa Foucaults genealogische Methode, die history of economic thought, die Wissens- und die Wissenschaftssoziologie im Allgemeinen oder im Besonderen, etwa Feyerabend und/oder den Methodischen Konstruktivismus (z.B. Kamlah 1960, Lorenzen 1974) sowie den Methodischen Kulturalismus (z.B. Hartmann, Janich 1996) als dessen Nachfolger. Zwei Konstruktivismen, die nicht im Solipsismus des Radikalen versinken, sondern Wissenschaft als soziale Praxis rekonstruieren und Methoden ihrer systematischen Selbstreflexion vorschlagen. Auch die differenztheoretische Methode der Systemtheorie, in der die Thematisierung rekursiver Beobachtung eine so hervorragende Rolle spielt wie kaum anderswo, käme in Betracht. Was mich aber stets überrascht (wenn auch nicht in jeder Hinsicht) ist, welch große Schwierigkeiten Systemtheoretiker haben, diese Perspektive auf sich selbst an-



zuwenden. Das anhand von Texten zu demonstrieren und Erklärungen anzubieten, wäre ein eigener Beitrag.

Wo liegt der Unterschied der Brillenmethode zum Eklektizismus? Ganz einfach darin, daß keine „integrierte“ Erklärung für die beobachteten Phänomene angeboten wird, die sich ihrerseits aus Bruch- und Fundstücken anderer Theorien, Theoreme und für wissenschaftlich gehaltenen Ansichten zusammensetzt. Das Produkt der Brillenmethode ist keine Fertigerklärung, sondern eher ein Vexierbild (vgl. *Bild 1*) mit Bedienungsanleitung.



*Bild 1: Vexierbild: Wenzel Hollar, 1607-1677 (Quelle: Philippovich 1966: 23).*

Das Ziel besteht also nicht darin, den oder die Adressaten der Befunde mit einer theoretisch begründeten Interpretation zu *überzeugen*, sondern ihnen Deutungsmöglichkeiten eines Phänomens vorzuführen. Mehr noch: nicht nur sie, sondern ihre Divergenz; und nicht nur die, sondern schon die Selektion und Darstellung des von bestimmten Wissenschaftlern zum „Phänomen“ deklarierten Realitätsausschnitts, und Gründe dafür, warum sie überhaupt diesen Ausschnitt ausgewählt haben; oder warum sie ihn eben nicht ausgewählt haben, weil er ihnen so selbstverständlich gegeben erscheint, daß sie nicht einmal auf die Frage einer Begründungspflicht kämen. Anhand der Forschung zum Organisationswandel habe ich im Rahmen dieser Reihe hierfür jüngst wieder ein Beispiel gegeben (Moldaschl 2010a). Statt in diesem Text vorrangig irgendwelche Gründe für die permanent zu beobachtende „resistance to change“ anzugeben oder theoretische Erklärungen für sie zu referieren, beschreibe ich darin, wie und warum die referierten Studien solche Widerstände als „Zynismus“ interpretieren, und warum sie glauben, diese mittels Managementwissen überwinden zu müssen.

In einem anderen Text dieser Reihe diskutiere ich das anhand von Innovationstheorien (Moldaschl 2010b), unter anderem Bezug nehmend auf einen der aktivsten Beobachter und Kritiker des Innovationsdiskurses, Benoit Godin (z.B. 2008). Obwohl er ähnlich vorzugehen scheint, de-konstruktivistisch, ist er im hier skizzierten Sinn kein reflexiver Theoretiker, sondern eben ein Diskursanalytiker. Er verwendet nicht verschiedene Theorien, um ein Phänomen von verschiedenen Seiten einzukreisen und es zum Sprechen zu bringen.<sup>11</sup> Er strebt er danach, die genealogischen und ideologischen Bindungen jener Zentralbegriffe aufzudecken, die Innovationsforscher in deren Studien verwenden. Es handelt sich also letztlich um eine historische Methode, deren Gegenstand allein die Textproduktion empirischer ForscherInnen ist. Daß er dabei keinen eigenen theoretischen oder paradigmatischen Standpunkt expliziert und auch keine eigene Erklärung des Phänomens intendiert, spricht nicht gegen die Brillenmethode. Oder anders gesagt: es ist nicht Bestandteil ihrer Definition.

Ein *reflexiver Theoriegebrauch* hingegen kann ohne diesen Anspruch *nicht* auskommen. Generell kann sich der Gebrauch von Theorie nicht mit deren Dekonstruktion begnügen. Wenn der Begriff Theorie einen Anspruch auf Erklärung beinhaltet – ohne diesen ergibt er keinen Sinn, dann geht es logischerweise auch beim kritischen Theoriegebrauch um Erklärungen. Die Brillenmethodik kann also nicht das einzige Verfahren einer reflexiven Methodologie sein. Das andere, viel grundsätzlichere, schwierigere, mühsamere und riskantere Verfahren ist die *begründete Kombination kommensurabler Theorien*.<sup>12</sup> Schon als Terminus abschreckend lang. Sie besteht darin, anstelle des kompletten „Neubaus“ einer Theorie (z.B. der Organisation, der Unternehmung, der Wirtschaft - was als Option damit keineswegs ausgeschlossen sei), ein dem Bedarf nicht ganz oder nicht mehr entsprechende Haus zu renovieren. Nehmen wir an, wir arbeiten normalerweise mit der mikropolitischen Organisationstheorie wollten die Innovationsfähigkeit eines Unternehmens damit erklären. Wir würden nicht sehr weit kommen. Wir bräuchten unter anderem eine Theorie die, auch institutionelle Verfassungen und Formatierungen des Politischen erklären kann. Statt nun, wie es der Eklektizismus machen würde, irgendeine hinzuzunehmen, würde ein reflexiver Theoriegebrauch die Konsistenzforderung betonen und dafür sorgen, daß z.B. der marode Keller mit einer damit kommensurablen Theorie, etwa der Industriellen Beziehungen oder der Strukturierung saniert wird.

Der theoretische Rigorismus hingegen würde dazu neigen, entweder das Potential seiner Angetrauten zu überdehnen und alles damit zu erklären, oder in ein eine gar nicht seltene Mischform abzugleiten. Dann werden ad hoc und nur an den offenkundigsten Schwachpunkten andere Theorien hinzugezogen, gewissermaßen „angeklebt“, ohne irgendwelche Konsistenzprü-

---

<sup>11</sup> Letzteres ist eine Formulierung Foucaults, die ich hier paradox verwende. Denn auch er brachte die Dinge, also die Texte als objektivierte Diskurse, allein durch seine genealogische Methode „zum Sprechen“; expliziten Theoriegebrauch lehnte er wohl auch als eine Form der Unterwerfung ab.

<sup>12</sup> Scherer (1998: 147) hält die häufige Inkommensurabilität für eines der größten Probleme der Organisations-  
theorie: „organization theory has maintained a long-term discussion that has become known as the paradigm  
dispute. However, organization theory scholars have still not been able to address the incommensurability  
problem successfully. As a result, in both fields we see a growing fragmentation and disorientation that  
makes it very difficult for academics and practitioners to reasonably use theoretical advice in order to deal  
with managerial and scholarly problems.“

fungen vorzunehmen. In bereits zitierten Texten gebe ich Beispiele dafür aus den Bereichen kompetenzorientierter Unternehmenstheorie<sup>13</sup> und dem soziologischen Neoinstitutionalismus.

Mehr will ich dazu hier nicht ausführen, denn ein solches Verfahren beschreibe ich in einem anderen Text dieser Reihe (Moldaschl 2010c). Eines bin ich aber an dieser Stelle noch schuldig, nämlich zu erklären, was unter der erwähnten „Bedienungsanleitung“ des Vexierbildes zu verstehen sei. Bei dem abgebildeten Vexierbild (wie auch bei anderen, etwa dem in der Gestaltpsychologie gebrauchten mit der alten in der jungen Frau – und umgekehrt) brauchen Betrachter gelegentlich eine Unterstützung, damit der ‚Gestalt-Switch‘ gelingt: Halte das Bild umgekehrt, oder: Achte auf dieses oder jenes Detail. Natürlich ist eine soziale Praxis viel komplexer, die Zahl der Bedeutungen und der Deutungsmöglichkeiten unendlich viel größer. Zeichnet man das Bild das zudem noch durch die Brillen mehrerer (selbst komplexer) Theorien, so braucht es auch mehr Unterstützung. Diese kann so aussehen, daß der Bericht über die Anwendung der Brillenmethode ausführt, was mit Theorie A nicht angemessen erfaßt bzw. erklärt werden konnte. Am Beispiel der Texte zur Subjektivierung von Arbeit: der zu „Foucaults Brille“ (Moldaschl 2002b) hebt etwa die Schwierigkeit heraus, damit die auch beobachtete Subversivität der Arbeitende im Umgang mit subjektivierenden (Involvement-)Praktiken der Unternehmen zu verstehen.

Anschaulicher läßt sich das vielleicht an unserer Beratungspraxis erläutern, in der wir im Prinzip mit derselben Methodik arbeiten.<sup>14</sup> Reflexive Beratung heißt hier, daß wir uns nicht wie die systemische Beratung auf „Irritation“ eines sozialen Systems begnügen (sich dabei auf die Systemtheorie und deren Aussagen zur Selbstreferenzialität sozialer Systeme berufend), sondern Gestaltungswissen, Gestaltungsalternativen und normative Modelle einbringen. Zum anderen aber tun wir das nicht im Modus der Expertenberatung, die entweder der theorieleeren Erfolgsfaktorenforschung entspräche oder dem (weit selteneren) theoretischen Rigorismus. Diese liefert eine mehr oder weniger eindeutige Gestaltungsempfehlung bzw. einen Plan der Umgestaltung ab. Reflexive Beratung tut das auch, aber niemals einen, grundsätzlich niemals weniger als zwei verschiedene. Damit soll der mentale Gestaltungsraum, der den Praxisakteuren zur Verfügung steht, geöffnet und grade nicht mit *einer* Expertise verschlossen werden. „Bedienungsanleitung“ bedeutet hier, daß die Praxisakteure nicht einfach mit den Alternativen konfrontiert werden, weil das Ausloten ihrer Möglichkeiten und Risiken Sachverstand erfordert, der nicht immer in der betreffenden Organisation vorausgesetzt werden kann. Das Vorgehen beinhaltet daher, den Akteuren die jeweiligen Voraussetzungen und möglichen Nebenfolgen zu erläutern, in einem letztlich von ihnen selbst bestimmten Umfang und Diskurs.

---

<sup>13</sup> Vertreter der Competence-based View (CBV) bzw. des Dynamic Capability Approach versuchen etwa, deren Interessenblindheit durch eine „Integration“ von Denkweisen der Neuen Institutionenökonomik zu kompensieren (z.B. Foss, Foss 2004), obwohl die CBV sonst stark anti-rationalistisch argumentiert.

<sup>14</sup> Quellenangaben und downloads hierzu sind verfügbar unter <http://www.obie-beratungsforschung.de>

## 5 Wissenschaftsbetriebslehre – ein Fazit

Wenn ich am Ende meine Literaturliste ansehe, wird mir ein weiterer aktueller Stil wissenschaftlichen Arbeitens bewußt: Ich habe definitiv zu wenig Literatur aus den letzten zwei Jahren im Verzeichnis. Der Text ist demnach bereits vor dem Erscheinen „veraltet“. Wäre ich ein noch nach Amt und Würden strebender Assistent, müsste ich das vor der Veröffentlichung schnellstens ändern. Mit Google bzw. Suchmaschinen ist das heute kein Problem: Stichwort und Jahreszahl eingeben, irgendwas wird da immer ausgeworfen. Dann noch schauen, wer von den einflußreichen Personen im adressierten Feld zitiert werden sollte, und auch dazu noch die eine oder andere Einfügung machen. Das sind keine geschriebenen Gesetze, aber Regeln, die aus unserem institutionalisierten Wissenschaftsbetrieb resultieren. Insofern muß ich hier wieder einmal auf Wunderlichs wunderbare Wissenschaftsbetriebslehre (1992) verweisen, als Pflichtlektüre.

Eine nüchterne Analyse des Wissenschaftsbetriebs läßt die Erfolgchancen einer Methodologie, wie ich sie hier sehr vorläufig umrissen habe, äußerst gering erscheinen. Zwar verbreitet sich Einsicht in die Beobachterabhängigkeit der Erkenntnis und die Begriffsabhängigkeit der Beobachtung, doch scheinen sich diese Einsichten auf die Methodologie der Datenerhebung und die Interpretation zu beschränken. Davon, daß sie auch den *Umgang mit Theorien*, die aus der Sicht eines methodischen Konstruktivismus (Lorenzen 1974) nur Werkzeuge sind wie Auswertungsverfahren, in einem positiven Sinn verändern würden, sehe ich bislang nur wenig. Vielmehr begegnen mir auf den Tagungen der letzten Jahre immer öfter entweder ein rein legitimatorischer Theoriegebrauch, ein Verweis auf die einer empirischen Forschung angeblich zugrundeliegende oder wenigstens bei der Interpretation hinzugezogene Theorie, der bei näherem Nachfragen in sich zusammenfällt. Oder einfach nur purer Empirismus bzw. komplette Theorielosigkeit. Und nicht einmal das ist das Erschreckende, sondern die im wahrsten Sinne des Wortes Un-Verschämtheit der Vortragenden, die sich nicht nur ob des Mangels nicht genieren, sondern sich sogar über die Frage nach Theorie verwundern. Täusche ich mich hier gründlich, oder sind diese natürlich nicht repräsentativen Erfahrungen Hinweise auf einen Wandel in der wissenschaftlichen Produktionsweise? Einige Beobachter des Wissenschaftsbetriebs, wie Richard Münch (z.B. 2007, 2009) neigen klar zu letzterem. Die These von der Wissensgesellschaft kann man meines Erachtens (und meiner Erfahrung mit Prüfungen nach) nicht so deuten, daß die Individuen im Durchschnitt über mehr Wissen verfügten – von den Fähigkeiten im Gebrauch desselben ganz abgesehen. Das, was man sicher sagen kann, ist: das Wissenschaftssystem produziert mehr Absolventen, mehr Theorien und mehr Studien. Was wir zu wenig haben, ist Wissen über die Qualitäten und über die Verwendung.

Noch einmal zurück zum Ausgangspunkt. Mit den skizzierten Überlegungen zur Methodologie wissenschaftlichen Denkens erfinde ich nichts, sondern möchte nur einen real existierenden Modus dieses Denkens als legitim hervorheben, eben den reflexiven, „unverheirateten“ Theoriegebrauch. Er wird zu oft mit Eklektizismus verwechselt, und erhält damit von jeweils falscher Seite Kritik und Lob. Meine Hoffnung ist, daß er, sollte er als praktizierter Modus auch akademische Anerkennung finden, auch expliziter entwickelt wird. So, wie das Konzept der zwischenbetrieblichen Netzwerke nichts erfand, sondern nur die Beobachtung darauf lenkte. Ein rekursiver Effekt dieser Lenkung war aber, daß man heute kaum noch For-

schungsmittel für wirtschaftswissenschaftliche Fragestellungen bekommt, die nicht auch an eine Verpflichtung zur Herstellung eines Firmennetzwerks gebunden wäre. Oder wie das theoretisch sehr leichtgewichtige Konzept der „Open Innovation“, das einen Namen vergab für das, was alle wußten, und dennoch (oder deshalb) einen großen Erfolg erzielte. Einen so gearteten Erfolg wünsche dem reflexiven Theoriegebrauch nicht, muß ihn aber wohl auch nicht befürchten.

## Literatur

- Berger, P.L.; Luckmann, T. (1966): The social construction of reality. Harmondsworth: Penguin Books. (dt: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/M.: Fischer 1980).
- Bergmann, G. (1954): The Metaphysics of Logical Positivism. New York: Longmans, Green.
- Boehm, G. (1969): Studien zur Perspektivität. Philosophie und Kunst in der frühen Neuzeit. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag..
- Bösch, S.; Schulz-Schaeffer, I. (Hrsg.) (2003): Wissenschaft in der Wissensgesellschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Edgerton, S.Y. (2002): Die Entdeckung der Perspektive. München: Wilhelm Fink.
- Edgerton, S.Y. (2004): Giotto und die Erfindung der dritten Dimension: Malerei und Geometrie am Vorabend der wissenschaftlichen Revolution. München: Wilhelm Fink.
- Feyerabend, P.K. (1978): Die Wissenschaft und das Alltagsdenken. In: P.K. Feyerabend: Der wissenschaftstheoretische Realismus und die Autorität der Wissenschaften. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg, S. 121-137.
- Feyerabend, P.K. (1983): Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fleck, L. (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt/M.: Suhrkamp (Orig. 1935).
- Foss, K.; Foss, N.J. (2004): The Next Step in the Evolution of the RBV: Integration with Transaction Cost Economics. Management Review, 15 (1), pp. 107-121.
- Hartmann, D.; Janich, P. (1996): Methodischer Kulturalismus. In: Hartmann, D.; Janich, P.; (Hrsg.): Methodischer Kulturalismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 9-69.
- Hoff, E.-H. (1992). Arbeit, Freizeit und Persönlichkeit. Wissenschaftliche und alltägliche Vorstellungsmuster. Heidelberg: Asanger.
- Hofstede, G. (2001). Culture's Consequences - Comparing Values, Behaviors, Institutions and Organizations Across Nations (2<sup>nd</sup> ed.). Thousand Oaks, CA.: Sage.
- Kamlah, W. (1960): Wissenschaft, Wahrheit, Existenz. Stuttgart: Kohlhammer.
- Latour, B. (1995). Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin: Akademie-Verlag.
- Lorenzen, P. (1974): Konstruktive Wissenschaftstheorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Moldaschl, M. (2002a): Subjektivierung - Eine neue Stufe in der Entwicklung der Arbeitswissenschaften? In: M. Moldaschl; G.G. Voß (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit. München: Hampp S. 23-52.

- Moldaschl, M. (2002b): Foucaults Brille. Eine Möglichkeit, die Subjektivierung von Arbeit zu verstehen? In: M. Moldaschl; G.G. Voß (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit. München: Hampp, S. 135-176.
- Moldaschl, M. (2005): Audit-Explosion und Controlling-Revolution. Zur Verstetigung und Verselbständigung reflexiver Praktiken in der Wirtschaft. Soziale Welt 56 (Sonderband ‚Reflexive Modernisierung‘), S. 163-190.
- Moldaschl, M. (2010a): Zynismus-Controlling. Zur Messung von Nachhaltigkeit und Scheitern im Change. In: Zeitschrift für Organisationsentwicklung 19 (4), S. 19-26.
- Moldaschl, M. (2010b): Innovation in sozialwissenschaftlichen Theorien, oder: Gibt es überhaupt Innovationstheorien? Papers & Preprints des Lehrstuhls für Innovationsforschung, TU Chemnitz, No. 8/2010, <http://www.tu-chemnitz.de/wirtschaft/bwl9/publikationen/lehrstuhlpapiere>.
- Moldaschl, M. (2010c): Das kulturhistorische Paradigma. Eine Anleitung zum Bau konsistenter Theorien der Innovationsfähigkeit. Papers & Preprints des Lehrstuhls für Innovationsforschung, TU Chemnitz, No. 9/2010, <http://www.tu-chemnitz.de/wirtschaft/bwl9/publikationen/lehrstuhlpapiere>.
- Moldaschl, M.; Voß, G.G. (Hrsg.) (2002): Subjektivierung von Arbeit. München: Hampp [2. Aufl. 2003].
- Morin, E. (1986): La Méthode, Tome 3, La Connaissance de la connaissance. Paris: Seuil.
- Münch, R. (2007): Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Münch, R. (2007): Globale Eliten, lokale Autoritäten: Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA, McKinsey & Co. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Philippovich, E.V. (1966): Kuriositäten/Antiquitäten. Braunschweig: Klinkhardt & Biermann.
- Piaget, J. (1967): Logique et Connaissance scientifique. Encyclopédie de la Pléiade.
- Piaget, J.; Inhelder, B. (1982): Von der Logik des Kindes zur Logik des Heranwachsenden. Essay über die Ausformung der formalen operativen Strukturen. Walter Verlag.
- Rorty, R. (ed.) (1967): The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method. Chicago: University of Chicago Press.
- Scherer, A.G. (1998): Pluralism and Incommensurability in Strategic Management and Organization Theory: A Problem in Search of a Solution. In: Organization, 5 (2), pp. 147-168.
- Spinner, H.F. (1974): Pluralismus als Erkenntnismodell. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Stehr, N.; Grundmann, R. (2010): Expertenwissen. Die Kultur und die Macht von Experten, Beratern und Ratgebern. Weilerswist: Velbrück.
- Westerlund, G.; Sjöstrand, S.-E. (1981): Organisationsmythen, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wittgenstein, L. (1984) Über Gewißheit. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Wunderlich, O. (Hrsg.) (1992): Entfesselte Wissenschaft. Beiträge zur Wissenschaftsbetriebslehre. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 39-51.